



JULIE
LEUZE

DAS GLÜCK
AN MEINEN
Fingerspitzen

Ravensburger

gesehen? Das Meer holt sich alles in seiner Reichweite, was nicht niet- und nagelfest ist.«

Noch während Richard spricht, erreichen wir auch schon eine kleine Lichtung. Vor uns steht das Blockhaus: ein Sinnbild des Schutzes, stabil und neu, aus entrindeten Zedernstämmen.

Etliche Baumstümpfe säumen die Lichtung und bieten ein Bild der Zerstörung.

Richard macht eine weite Handbewegung, die den Pfad, das Blockhaus, die Baumstümpfe und das Klohäuschen umfasst, das sich am anderen Ende der Lichtung zwischen zwei Tannen versteckt. Fast entschuldigend sagt er: »In die Wildnis zu ziehen, bedeutet leider immer erst einmal, sie zu schädigen. Das ist unvermeidlich. Aber irgendwo müssen wir ja wohnen, nicht wahr?«

Ich nicke stumm.

»Ein Zelt reicht auf Dauer nicht aus, vor allem nicht im Winter.« Mein Onkel setzt umständlich seinen Rucksack ab. »Doch von nun an wird es besser. Wir haben jetzt fast alles, was wir brauchen, und müssen keinen Lärm mehr mit den Motorsägen machen. Die Tiere in der unmittelbaren Umgebung dürften sich bereits wieder beruhigt haben.«

Er klingt ein bisschen, als beruhige er hauptsächlich sich selbst. In diesem Moment werde ich mir eines dringenden Bedürfnisses bewusst, und so setze ich meinen Rucksack ebenfalls ab und deute mit dem Daumen auf das Klohäuschen.

»Ähm, dürfte ich mal?«

»Na klar. Dann hole ich die nächste Ladung Gepäck und die Lebensmittel, okay? Ach ja, hinter dem Klohäuschen hängt ein Kanister mit Wasser zum Händewaschen.« Richard kramt in seinem Rucksack und zieht ein Stück Seife mit einem Loch in der Mitte hervor, durch das eine Schnur gefädelt ist. »Die kannst du an den Baum hängen, neben den Kanister. Wobei der im Moment natürlich leer ist ... Meinst du, du könntest ihn am Wasserfall auffüllen?«

»Natürlich«, sage ich leichthin.

Ich ahne ja nicht, was mit dieser harmlos anmutenden Aufgabe auf mich zukommt. Denn einen Kanister mit Wasser zu füllen, mag unter normalen Umständen eine Sache von höchstens einer halben Minute sein. Doch auf dieser Insel herrschen keine normalen Umstände, und das soll mir nur allzu schnell klar werden.

Mit drückender Blase umrunde ich das Klohäuschen. Zuerst hänge ich die Seife auf, dann löse ich das Seil, mit dem der Kanister am Ast befestigt ist. Ich laufe meinem Onkel hinterher zum Meer, und während er sich wieder ins Kanu setzt und zum Motorboot paddelt, stapfe ich den Strand entlang zur Steilwand.

Nasse Schwaden treiben mir entgegen. Ich kneife die Augen vor dem Sprühregen zusammen, als ich so nah wie möglich an den Wasserfall trete. Beherzt strecke ich die Arme aus und halte den Kanister hinein. Doch das herabstürzende Wasser reißt ihn mir

beinahe aus den Händen, und hastig ziehe ich den Kanister zurück.

Mist! Wer hätte gedacht, dass ein solcher Mini-Wasserfall dermaßen viel Kraft hat?! Ich werde mir eine bessere Stelle zum Auffüllen suchen müssen.

Fünf Minuten später fluche ich wie ein Hafenarbeiter. Was für ein Aufwand, nur um sich nach dem Toilettengang die Hände waschen zu können! Erst beim x-ten Anlauf schaffe ich es, das schäumende Nass in den Kanister zu zwingen, und das auch nur zum Preis von feuchter Kleidung und schwappenden Schuhen. Aber immerhin: Der Kanister ist voll.

In grimmigem Triumph schraube ich den Deckel darauf. Dann schleppe ich das schwere Plastikgefäß über den Strand ... und durch den Wald ... und über die Lichtung ... und dann kann ich endlich, endlich aufs Plumpsklo gehen.

Meine Erleichterung hält allerdings nur kurz an. Das windschiefe Hüttchen scheint nämlich ein beliebter Moskitotreffpunkt zu sein. Vor der Fensteröffnung ist zwar ein Mückennetz angebracht, aber das hält die Viecher offensichtlich eher drinnen als draußen. Um mich herum summt und surrt es ununterbrochen, und so schnell wie möglich flüchte ich wieder hinaus. Ich wasche mir die Hände mit der am Ast baumelnden Seife und dem kostbaren Wasser aus dem Kanister.

Ich hätte nie gedacht, dass es so anstrengend sein kann, auf die Toilette zu gehen. So langsam dämmert mir, worauf ich mich hier eingelassen habe.

Das Blockhaus ist nicht abgeschlossen – wozu auch, wir sind ja die einzigen Menschen ringsum –, und ich kann die Rucksäcke ungehindert hineintragen. Meine nassen Schuhe lasse ich draußen stehen und tappe barfuß über den Holzboden.

Das Häuschen besteht aus zwei Zimmern. Das erste ist der Wohnraum, in dem ein grob geschreinerter Tisch, zwei Stühle und ein Regal mit allerlei Krimskrams in Kisten stehen. Einen Herd gibt es nicht, dafür aber einen kleinen Propangaskocher und einen weiteren Wasserkanister. (Der natürlich erst noch befüllt werden muss.)

Das zweite Zimmer dient als Schlafraum, der allerdings bis auf zwei Schlafsäcke sowie zwei Isomatten, die zusammengerollt an der Wand lehnen, vollkommen leer ist. Halt, vollkommen leer stimmt nicht: Neben den Isomatten befindet sich eine Petroleumlampe. Ich muss grinsen. Keine Betten, kein Strom, kein Herd und kein fließendes Wasser, aber Licht zum abendlichen Lesen. Das nennt man hier dann wohl Luxus.

Am Abend sitzen Richard und ich mit zwei Tellern Spaghetti vor der Hütte. Wir hocken im Schneidersitz auf dem Boden, und zufrieden schiebe ich mir eine Gabel Nudeln in den Mund.

Ich habe das Gefühl, in den wenigen Stunden auf der Insel bereits so einiges gelernt zu haben.

Nämlich erstens, dass es im August auch im Kaltregenwald angenehm warm wird, wenn sich, wie gerade eben, die Abendsonne hervorwagt.

Zweitens, dass Spaghetti zu kochen hier einen ziemlichen Aufwand bedeutet: zum Wasserfall laufen, Küchenkanister füllen, Propangaskocher anwerfen, sehr lange warten, bis das Wasser auf dem kleinen Kocher endlich sprudelt. Und am Ende kommen dabei pappige, zusammenklebende Nudeln heraus – die aber trotzdem super schmecken, wenn man nur hungrig genug ist.

Drittens habe ich gelernt, dass man Geschirr *niemals* neben der Hütte abwäscht, sondern *immer* am Wasserfall. Außer man legt Wert auf nächtlichen Bärenbesuch, denn jegliche Nahrungsmittelreste, selbst in Form von Spülwasser, ziehen Schwarzbären an. Und mein Onkel will die Bären zwar beobachten, aber nicht, wie er vorhin trocken bemerkte, in den eigenen vier Wänden.

Der Gedanke an ein tödliches Raubtier neben meiner Isomatte versetzt meiner guten Laune einen kleinen Dämpfer, und so frage ich meinen Onkel: »Das Blockhaus ist aber schon, na ja, einigermaßen bärensicher. Oder nicht?«

»Selbstverständlich ist es das«, versichert Richard. »Tür und Wände sind sehr stabil, die Männer hier verstehen ihr Handwerk. Die Tür schließen wir nachts ab, und außen vor den Fenstern – die ein Bär natürlich eindrücken könnte – liegen Nagelbretter.«

Ich hatte mich schon gefragt, wozu die morschen Dinger mit den rostigen Nägeln gut sein sollen. Allerdings wirken sie nicht sehr abschreckend.

»Und diese Nagelbretter reichen als Schutz tatsächlich aus?«

»In der Regel schon. Außerdem haben wir ja immer noch das Bärenspray. Wir könnten im Notfall aber auch einfach Krach machen«, erklärt Richard unbekümmert. »Bären mögen menschlichen Lärm nämlich überhaupt nicht. Zwei Topfdeckel, die man gegeneinanderschlägt – glaub mir, einen besseren Bärenschutz gibt es nicht!«

Ich starre ihn an. »Wir sollen uns mit *Topfdeckeln* gegen angriffslustige Bären wehren?!«

»Hast du Angst?«, fragt Richard.

»Nein!« Ich räuspere mich. »Ein bisschen vielleicht.«

Mein Onkel schenkt mir ein nachsichtiges Lächeln und schweigt.

»Kann ich mir nicht eine Scheibe von dir abschneiden?«, frage ich verdrossen. »Deine Gelassenheit hätte ich auch gern.«

»Hast du doch, Jana. Du warst schon immer mutig, schon als kleines Kind.«

»Diese Zeiten sind vorbei.«

Vielleicht unwiderruflich vorbei, setze ich in Gedanken hinzu, und plötzlich überflutet mich Bitterkeit.

Abrupt stehe ich auf. »Ich gehe dann mal spülen.«

Halb erwarte ich, dass Richard nun das tut, was meine Eltern in den letzten Monaten getan haben, wenn meine Stimmung so unerwartet und heftig umschlug: dass er mich zurückhält, dass er auf mich einredet. Dass er sanft erklärt, er verstehe mich ja, ich müsse aber dennoch darüber hinwegkommen. Es sei an der Zeit, schließlich sei es schon viele Wochen her und ich habe doch im Grunde Glück im Unglück gehabt ... und so weiter und so fort. Worte, die zwar gut gemeint sind, die mich aber nicht erreichen. Denn niemand kann auch nur annähernd verstehen, wie sich so etwas anfühlt.

Konnte ich früher ja auch nicht.

Die Erinnerung stürzt heran.

Die Panik holt zum Schlag aus und meine Haut fängt an zu kribbeln wie von tausend Ameisen. Die Luft in meinen Lungen wird knapp, zu knapp, *viel* zu knapp, und während ich verzweifelt um Sauerstoff ringe, verschwimmt meine Umgebung und ich starre wieder in ihr fahles Gesicht, sehe den Blick aus stark verengten Pupillen, höre die Jungs sagen ...

»Nimm deine Zahnbürste gleich mit, sonst musst du zweimal laufen. Wir waschen uns nämlich nicht hier, sondern am Wasserfall, ansonsten würden wir uns mit dem Kanister zu Tode schleppen.«

Richards ruhige, freundliche Stimme reißt mich aus der Vergangenheit zurück ins Jetzt. Ich blinzele und bin wieder auf der Insel, fern von anderen Menschen, in Sicherheit ... wenn auch schweißgebadet.

Doch als die Angst nachlässt, bemerke ich Richards mitfühlenden Blick. Und vor Scham wird mein Gesicht brennend heiß.

Diese verfluchten Anfälle! Wann werden die endlich aufhören? Werde ich mich irgendwann gegen sie wehren können?

Und wie lange dauert es noch, bis mein Onkel es bereut, seine durchgeknallte Nichte mitgenommen zu haben – zwei Tage? Drei? Ob er es jetzt schon bereut?

Mit gesenktem Kopf gehe ich in die Hütte, hole mein Waschzeug, und ohne Onkel Richard in die Augen zu schauen, räume ich unser Geschirr zusammen und fliehe vollbepackt zum Wasserfall.



LUKE

Goldene Regel, wenn du Stromschnellen reitest: Behalte die Gefahr im Blick, selbst wenn sie vorüber scheint!

Denn vorüber ist die Gefahr niemals.

Aber das ist ja auch der Kick an der Sache. Die Gefahr kann mich mal, der Tod kriegt mich nicht, ich lache ihm ins Gesicht und ich gewinne. Jeden Tag, jede Tour, jede Stromschnelle aufs Neue.

Wobei ich zugeben muss, dass das Gewinnen heute nicht *ganz* so einfach ist. Der Fluss nähert sich dem Pazifik und er gibt noch einmal alles, bevor er sich im großen Blau zwischen den Inseln auflösen muss. Weiß und schäumend tobt er voran, unterstützt von kräftigen Windböen, und ich kämpfe verbissen gegen Wasserwalzen, treibende Baumstämme und tückische Felsen, die erst in letzter Sekunde vor meinen Augen und der Linse meiner Cam auftauchen. Nebelfetzen hängen im Uferwald, das Licht ist von einem gräulichen Grün und für ein paar Sekunden spiele ich in Gedanken die möglichen Farbanpassungen durch, die ich später im Video vornehmen könnte ... als die nächste Welle meine Konzentration schlagartig zurück in den Moment holt. Ich beuge mich leicht nach vorn, lasse das Kanu über die Gischt schießen – und schon habe ich es geschafft.

Euphorie durchpulst mich, der Triumph lässt meinen Körper prickeln bis in die Fingerspitzen und ich stoße einen Freudenschrei aus, bevor ich mich diszipliniere und auf die goldene Regel besinne: Behalte die Gefahr im Blick, selbst wenn sie vorüber scheint! Denn die nächste Stromschnelle kommt bestimmt und auch sie wird meine gesamte Aufmerksamkeit erfordern, sodass in meinem Kopf kein Platz mehr ist für Emilys leeren Blick. Diesen Blick, der mich zur Verzweiflung treibt oder hellen Zorn in mir aufsteigen lässt, je nach Tagesform, sodass ich meine Schwester entweder in die Arme nehmen oder schütteln und anbrüllen möchte.

Kein Platz auch für Carolines bohrendes Nachfragen, ob wirklich, *wirklich* alles wieder